



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Friedrich, C.: Vom thrakischen Meere. 3. Imbros

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Mit Absicht habe ich in diesem Aufsatz die jüngere Generation vorangestellt und eingehend charakterisiert. Auch die ältere Generation der Dichter der Gegenwart weist charaktervolle Balladendichter auf. Der bedeutendste unter den ältern und lebenden Balladendichtern ist jedenfalls Felix Dahn, dessen großzügige und nach englischen und nordischen Motiven und Stilen gedichtete Balladen freilich in der Kunst des Worts und der suggestiven, psychologischen Vertiefung nicht an Fontanes stofflich ähnlich gehaltene Balladen heranreichen; bekannt sind seine schwungvollen Göttenballaden. Paul Heyse vor allem hat künstlerisch sehr hoch zu bewertende, geistvolle Balladen gedichtet, wie Telemachos und Das Fest der Alten. Von durchaus eigener Art sind als Balladendichter Heinrich von Reber (Der arme Sünder und Landsknechts- und Soldatenballaden) und Arthur Fitger, dessen fein nuancierte, sprachlich abgetönte und anschaulich wirkende Kunstballaden zu den besten der letzthin geschaffnen gehören. Martin Greif hat neben kleinern fast liedhaften Balladen, wie Die wilden Frauen von Untersberg und Der Geworbene, einige sinnschöne, poesievolle Romanzen, wie Held Reinhold, Prinzessin Rhodopis und Das klagende Lied gedichtet. Der äußerst fruchtbare Heinrich Vierordt, dessen humorvolle, fein ziselirte italienische Stimmungen mir lieber sind als alles andre von ihm, hat immerhin neben vielen Durchschnittsballaden einige bemerkenswerte Stücke wie Der Hengstgeiger und Der Clown geliefert, während Ernst von Wildenbruch als Balladendichter hauptsächlich durch das temperamentvolle Hengstlied bekannt geworden ist. Seine schönste Ballade ist meines Erachtens König Haralds Roffe. Von Dichterinnen seien in diesem Zusammenhange endlich erwähnt die als Persönlichkeit stark empfindende und phantasievolle Alberta von Puttkamer und die für die Ballade besonders befähigte Alice von Gaudy.

Hans Benzmann



Vom thrakischen Meere

Von C. Fredrich in Posen

3. Imbros



Am 16. Mai 1904 zwei Uhr nachmittags lief das Rait, das mich von Lemnos herübergetragen hatte, kräftig auf den weißen Strand am Pyrgos von Imbros.*) Nach anfänglicher Windstille hatte eine lebhafteste Tramontana uns die 25 Kilometer schließlich in sechs Stunden durchheilen lassen. Der Gegensatz der Insel, die ich kannte, und der beiden andern, die ich zunächst kennen lernen wollte, trat schon in diesen Stunden klar zutage. Lemnos schwamm hinter mir wie ein Blatt, in das einige Stecknadeln ganz tief hineingesteckt sind, Imbros stellt sich als ein Gewirr höherer Berge dar, die theils rundlich, meist kegelförmig abgeschlossen sind; zur

*) Vgl. Grenzboten 1905 IV, S. 311 ff., 1906 II, S. 534 ff.

Sinken aber dräute zwischen beiden der Berg von Samothrake und barg sein Haupt in weißlichen Wolken. Stück für Stück verschwand er hinter dem Westkap von Imbros, denn wir segelten nach Südwesten. Mehr und mehr wurde dort ein mit Aekern bedeckter langer Gang erkennbar. Dessen Rand, Phokas genannt, verliert sich stellenweise allmählich unter die Oberfläche des Meeres; größtenteils aber ist die weiche Masse (Felschandstein), die ihn bildet, schroff abgerissen. Wir sausten schon unter diesem Steilhang dahin; oben ein Kirchlein, ein Hirt, weidende Ziegen, unten große und kleine abgestürzte Steinbrocken. Dauernd blüht das Land hier gegen das gefräßige Meer ein. Philostrat von Lemnos (zweites Jahrhundert n. Chr.) erzählt, bei einem solchen Einsturze sei das Grab eines Niesen freigelegt worden, dessen gewaltige Knochen er gesehen habe. Wir schießen schon über die Stelle hinweg, die längst im Meeresgrunde ruht. Dicht beim Landeplage Naulochos befinde sie sich, sagt er, und das ist sicherlich Pyrgos, der einzige Punkt der West- und Südküste, an dem man sicher landen kann. Ein echt griechischer Küstenplag: ein landfest gewordnes Inselchen von mäßiger Erhebung, mit einem Kiesstrand nach Westen und Osten. Ein paar Häuschen stehn auf dem flachen Verbindungsstück mit dem Lande; am Rande der Höhe die Ruine eines mittelalterlichen Turmes, der Rest einer Befestigung, der der Stelle den modernen Namen gegeben hat, oben ein Kirchlein der heiligen Anna. A. Conze sah es im Jahre 1857 in Trümmern; 1860 wurde es erneuert, und zwar, wie die metrische Inschrift meldet, von einem Lemnier. Philostrat meint ebenfalls, wenn er auch aus Lemnos stamme, halte er doch auch Imbros für seine Heimat. Beides ist bezeichnend für die nahe Verwandtschaft der beiden Inseln, die sich trotz der Verschiedenheit im Außern geologisch erweisen läßt, die in der Geschichte dauernd erhalten geblieben ist; fast zum Schaden für Imbros, das hinter der an Mitteln und Menschen reichern Schwester für uns oft zu sehr verschwindet.

Der Böllner war ein alter Türke, der nicht Griechisch sprach, und weil er kein Trinkgeld bekam, trotz allerhöchster Empfehlungsschreiben darauf bestand, einen Blick in die Koffer zu werfen. Zwei der drei Hütten sind natürlich Cafés, und der Wirt des einen sprach etwas Englisch; er wird es in der Jugend als Matrose gelernt haben und derselbe sein, den Franz von Löhner 1876 erwähnt.

Imbros besteht wie Lemnos aus zwei ungleichen Hälften; die westliche ist so, wie sie sich vom Meere darstellt: ein Durcheinander von Bergen, die bis 500 Meter hoch sind, noch Wald tragen oder mit hohem Buschwerk bedeckt und nur als Weide brauchbar sind. Besonders unzugänglich ist der äußerste Westen; „Geisterburg“ (Daimonokastro) wird er genannt. Gebaut ist nur jener weite Gang, der vom Strand nach Osten und Nordosten aufsteigt zur alten Burg (Palatokastro) auf einem Bergkegel, der mir schon vom Meere aus gezeigt worden war, und zum einzigen Dorfe im Westteil nördlich davon, Skinudi. Dorthin führt vom Pyrgos ein Pfad bergauf über die schmale flachere Küste, dann zwischen Bergen, die aus jungvulkanischen Gesteinen aufgebaut sind und nach Lemnos zunächst gewaltig hoch erscheinen. Paradiesisch schön erschien ebenso das Wasser, das hier und da in der Tiefe rauschte, und das Grün der Dornen, des Oleanders und der Öl bäume. Einzelne Gehöfte, Hütten und Kapellen, in deren Langwände Fenster gebrochen sind, zeugten von Menschen, wenn wir auch keine sahen. Ich hatte reichlich Zeit zu solchen Beobachtungen, denn die einzigen Reit- und Packtiere, die wir unten gefunden hatten, waren ein paar Eselchen, die sich von zwei Kindern recht gemächlich in zwei Stunden hinauftreiben ließen.

Oben eine neue angenehme Enttäuschung. Nette frische Menschen traten uns in dem großen Dorfe — es wird auf 2500 Einwohner geschätzt — entgegen;

zum Teil lebten sie freilich nur wenige Sommermonate hier und hatten ihre Geschäfte in Alexandrien. Während man Kaffee und Limonade trank, wurde beim ehemaligen Lehrer Georgios, einem wohlhabenden Manne, ein Zimmer gereinigt und Essen bereitet. Fische und große Langusten hatten wir am Strande für billiges Geld gekauft. Manches Hausfrauenherz mag bei uns heutzutage höher schlagen, wenn es hört, daß zwei Pfund Hammelfleisch dort mit 24 Pfennigen, ein zweipfundiger Fisch mit 40 Pfennigen bezahlt werden. Auch der Wein der Insel schmeckt sehr viel besser als der lemnische. Kurz der erste Eindruck war erfreulich, und er hat vorgehalten. Imbros ist landschaftlich schön, und die Imbrioten sind wegen ihrer Gastlichkeit berühmt. Ich habe auf keiner Insel so viele liebenswürdige Menschen kennen gelernt wie hier und gleich ideale Gastfreundschaft nur noch auf Samothrake genossen. Es ist, als ob auf diesen beiden Inseln, die kein Dampf, kein Telegraph berührt, auch die Sitten unberührter geblieben seien. Wer weiß aber, ob die Photographien von der Insel, mit denen ich meinen Dank bezeugen wollte, je in die Hände der Freunde gekommen sind.

Skiniudi ist der Gesamtname für drei Siedlungen (Chalakas, Bunari, Hagia Helene), von denen das erste jedenfalls das älteste und so geschickt hinter einen Berg, auf den Nordhang des Madaras, gelegt ist, daß es vom Meere unsichtbar bleibt. Die beiden andern Teile liegen tiefer jenseits eines tiefen Einschnitts und sind voneinander selbst wieder getrennt. Sicherheit gegen Seeräuber war bei allen Dorfanlagen auf den Inseln die Hauptsache, Bequemlichkeit im Verkehr durchaus Nebensache; weit und steil sind die Wege zum Ackerland. Ein paar antike Grabsteine hatte einst ein Erzbischof in die Kirche S. Marina im Dorfe zusammenbringen lassen. Sie gleichen den attischen, wie denn die beiden Inseln seit dem sechsten Jahrhundert v. Chr. bis an das Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr. fast ununterbrochen in athenischem Besitz gewesen sind. Aber einige Steine waren doch an anderer Stelle geblieben; auf der Suche nach ihnen lernte ich in zwei starken Tagesausflügen die weitere Umgebung kennen. Eine feste antike Ansiedlung hat es auf dieser Seite der Insel nie gegeben; vielleicht schon einen Turm am Landeplatz. Sonst standen vereinzelt Gebäude und Gehöfte, von denen aus die Felder bestellt wurden; im Winter und in Kriegsnot zog man in die ummauerte Stadt im Nordosten, die mit der Insel eines Namens war. Deshalb werden im Westen auch nur Grabsteine, einfache Beigaben für die Toten, Münzen, Grenz- und Hypothekensteine gefunden. Den ärmlichen, durch Seeraub verängstigten Menschen des Mittelalters bot aber auch hier eine Bergspitze völlige Sicherheit. Dreiviertel Stunden südwestlich von Skiniudi ragt jenes Palatokastro, von Süden und Osten fast unersteiglich, nach Norden und Westen durch hohe Mauern geschützt. Aufrecht steht nur noch ein starker Rundturm mit geböschten Wänden in der Nordwestecke. Sonst ist die Höhe, aus der mächtige Klippen und Felsblöcke aufragen, übersät mit mehr oder weniger behauenen Steinen; die Baulichkeiten, die aus dem Gestein des Ortes und schlechtem Mörtel schlecht zusammengesetzt waren, haben sich wieder in ihre Bestandteile aufgelöst. Sicher seit dem griechischen Freiheitskriege, wahrscheinlich wohl schon eher zogen die Bewohner von der unzugänglichen Höhe hinter den Madaras; die drei Kapellen, in denen frühere Reisende Inschriften kopierten, sind jetzt ebenfalls zusammengefunken. Von dem vergehenden Menschenwerke wird der Blick auf die ewige Natur gelenkt.

Drüben im Südosten taucht Mytilene (Lesbos) auf, nördlich davon die Troas bis zum Ida, vor ihr ein dünner Streifen mit einem spitzen Berg im Norden, das ist Tenedos. Fast genau schließt die thrakische Chersonnes an, und von ihr aus schwingt sich die höhere thrakische Küste um den nördlichen Horizont bis zum ragenden

Abschluß, dem Regel des Athos, und umspannt dieses „weiße Meer“, wie die Griechen es nennen, mit Samothrake, Thasos, Lemnos und Imbros. Auf die Dardanellen, die heißbegehrte Pforte dieses Meeres, zieht manch langer Schweif dunkeln Rauches, manch helles Pünktchen eines Segels.

Vorsichtig geht es über das Geröll nach Norden und nach Osten herum zum Ackerland hinab. Viele Kirchlein werden durchsucht — es sollen 350 auf Imbros stehn —; dieses hat sogar eine hölzerne Vorhalle auf alten Säulen, jenes steht stattlich neben einem kleinern ältern Bau (ganz wie im Altertum mancher Tempel), in vielen reden byzantinische Architekturteile von bessern Zeiten, aber nur eine antike Inschrift findet sich auf der Treppe eines Gehöfts. Dort, wo das Land am fruchtbarsten ist, fehlt nicht ein Besitztum des Athosklosters Lavra; das Metochi ist dem heiligen Georg geweiht. In ihm fand ich freundliche Aufnahme vor der Rückkehr in das Dorf.

Schön grün ist der Nordrand der Westhälfte und reich an starken Quellen, an denen auf dieser Insel auch sonst kein Mangel herrscht. Zwischen Fichten und unter Felswänden zieht sich der Weg hin, oft dicht am Abgrund, nicht selten wenige Zentimeter breit; Stämme sind über ihn gefallen, Zweige neigen sich tief herab; aber man darf seinem Manttier viel Vertrauen schenken. Später eröffneten sich Einblicke in die Bergwelt um den Hagios Elias, den höchsten Gipfel (597 Meter). Hoch oben in einer tiefen grünen Schlucht fällt starkes Wasser einige Meter hinab, trieb weiter unten einst jetzt verfallne Mühlen und braust dann unter uns hin. Harzig ist die Luft; Blumen sprießen; Vögel singen. Hinauf geht es zu einem kleinen Kloster Hagios Nikolaos und noch höher zu dem der Panagia, die beide unter dem Erzbischof stehn und deshalb nur einen weltlichen Verwalter haben. Dieses ist noch unbedeutender als jenes, aber die Kapelle der Gottesmutter liegt prächtig hoch über dem glatten, glänzenden Meere auf einer Quelle wie so viele; im Fußboden der Kirche kann man schöpfen; ältere Gebälkteile und Weihgaben von Händen, Füßen und Augen, die aus Blech geschnitten sind, lassen auf alte und moderne Verehrung an dieser Stätte schließen. Mich lockte ein antiker Grabstein, der die Altarplatte bildet. Nichts dergleichen gab es bei dem vorher nicht beachteten Nikolaos; bei ihm lagerten wir uns unter mächtigen zahmen Kastanien am rauschenden Bach zu einem fröhlichen Mahl, zu dem auch Freunde aus dem Dorfe gekommen waren. Auf dem weitem Rückweg wurde es drückend heiß, als der Seewind uns nicht mehr traf, und die Freunde verloren sich allmählich, um lange nach uns im Dorf einzutreffen. Am Morgen war ein Raik von den Dardanellen gekommen, und ein Reisender hatte auch mir Briefe mitgebracht. Es war eine Fronte des Zufalls, daß ich später auf der deutschen Post in Konstantinopel ebensoviele oder ich darf sagen so wenige Postfächer vermiste wie vorher während dieser Odyssee, als das meiste mir durch Gelegenheit zukam.

Ein zehnstündiger Ritt führte mich am folgenden Tage in die östliche Hälfte der Insel. Eine große, ziemlich flache, von Bergen umkränzte Ebene bildet ihr Hauptstück, und der einzige dauernd Wasser führende Fluß dieser Inseln ist das Velebende. Er hat die Ebene zum Teil aufgeschüttet und seinen Lauf in ihr öfter geändert. Dieser „Große Fluß“ (*μεγάλος ποταμός*), von den attischen Ansiedlern Ilissos geheissen, entspringt nahe der Passhöhe westlich von Skinudi und empfängt starke Zuflüsse von Norden her vom Hagios Elias. Ein breiter Fahrweg soll von Skinudi zu dem etwa ebenso vollreichen Hauptort im Osten Panagia, dem Sitz des Kaimakan, führen. Inshallah! Die Gemeinde baut ihn nämlich; im April oder Mai sechs Tage und sechs im August muß jeder daran arbeiten oder ent-

sprechende Arbeit bezahlen, aber was verfällt inzwischen nicht wieder dem Winterregen! Und wer wird die Brücken bauen, die auch auf dem kurzen fertigen Stück natürlich fehlen.

Eine Stunde weit folgen wir dem direkten Pfade nach Panagia, dann geht das Gepäck weiter in dem gutangebauten Tale, das im Osten durch zwei höhere Berge, den von Hagios Theodoros (im Norden) und die zweigipflige Akrassia (im Süden) abgeschlossen erscheint; zwischen ihnen bricht der Große Fluß hindurch in die Ebene. Ich ziehe nordöstlich durch dichtes Gebüsch, in dem die Dornen überwiegen, bergan. Der Hagios Elias bleibt links; zuerst zeigt er sich als Spitze, dann als breiter Rücken, dessen Seiten tief eingefurcht sind, ganz kahl, prächtig gefärbt. Mein Ziel ist das Dorf Agridita, das sich hoch unter der starrenden zerrissenen Kuppe des Hagios Demetrios (572 Meter) ausbreitet, der dem Hagios Elias östlich benachbart ist. In das Café bringen die Leute wie gewöhnlich alles, was sie an wirklichen oder angeblichen Antiken und Merkwürdigkeiten besitzen: Münzen, Schwefelkies von der Nordwestseite des Berges, einige Seiten eines Heftes „Geschichte von Imbros“ von einem Einheimischen aus den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts; A. Conze sah es 1857 flüchtig auf Samothrake, dann nicht wieder; mir gelang es später, noch ein vollständiges Exemplar in meinen Besitz zu bringen. Neben unkritischen Notizen über Geographie und Geschichte birgt es ganz wertvolle Angaben über die Insel, wie sie nur ein Einheimischer sammeln kann.

Der Hagios Demetrios fällt gen Norden zuerst steil, dann allmählich in das Meer. Auf der Senkung steht wieder ein Kloster gleichen Namens mit dem Berge; es ist abgabefrei, da seine Einkünfte dem Kloster auf dem Sinai zufließen. Sie werden nicht ganz unbedeutend sein; zwischen Felsblöcken und Gestrüpp findet man sich dorthin, aber dann blickt man erstaunt auf eine üppig grüne Nase mit Wein- und Kornfeldern und Gärten; unter hohen Bäumen birgt sich das Kirchlein. Neben ihm wurden die Fundamente eines viel ältern freigelegt, und vielleicht verdrängte der Heilige hier einst den ältesten Hauptgott der Insel, den Dämon der Fruchtbarkeit der Weiden und Herden, den die Griechen später Hermes nannten. Sein alter Name steckt noch heute im Namen der Insel, sein Bild mit dem Phallos setzten die Imbrier dauernd auf ihre Münzen. Drüben hebt sich scheinbar ganz nahe, einer Insel der Toten gleich, Samothrake.

In heißer Glut, die nicht wie sonst gewöhnlich durch Seewind gemildert ist, wenden wir uns südöstlich der Durchbruchstelle des Großen Flusses zu. Auf einem der schmalen gelben Streifen, den Wegen, die um den Berg gelegt sind, geht es hoch am Hagios Theodoros hin, dann um seine schmale Südseite nach Osten herum. Ein weites Panorama öffnet sich: eine große wohlangebaute, von vier Dörfern umlagerte Ebene tut sich auf. Die Dörfer sind Hagios Theodoros am Westrand, in dem „zufällig“ einmal wieder ein Kirchenfest gefeiert wird, gegenüber im Osten Panagia, das aus drei gesonderten Teilen (Panagia, Ewlabitu, Phranki) besteht, nördlich davon oben am Hagios Athanasios, der die Nordostecke der Insel einnimmt, Glyky, weiterhin ein kleines Kloster des Hagios Taxiarchis, das zu Rutlumuşi auf dem Athos gehört, und am Meere nahe bei der Mündung des Flusses Kastros an der Stätte der antiken einzigen Stadt. In unserm Gesichtskreis leben die meisten der Bewohner der Insel, deren Zahl in einem neuern statistischen Werk mit 13000 zu hoch angegeben sein wird; auf der Insel schätzte man 8000. Aber auf jeden Fall sind darunter nur etwa 140 Türken; anders als auf Lemnos findet man hier, auf Samothrake und Thasos nur türkische Beamte. Wegen der Altertümer hätte ich Hagios Theodoros kaum zu besuchen

brauchen, aber ich traf dort einen Matrosen, der bis in die Ostsee gekommen war, meine Vaterstadt gesehen hatte und Bilder und Andenken aus aller Herren Ländern mit Stolz vorwies. Er hatte eben geheiratet und wollte bald wieder hinaus; auf Zimbros werden am thrakischen Meere die besten Seeleute geboren, und wer etwas besitzt, hat es in der Fremde erworben.

(Schluß folgt)



Oberlehrer Hauf

Roman von Bernt Lie

(Fortsetzung)



alb abwesend saß er da und betrachtete sich im Spiegel. Mein Gott! Fein genug in Kleidern, das war er, daran mangelte es nicht. Ein häßlicher Mensch war er auch nicht, das konnte er ruhig selbst sagen.

Aber was half das alles!

Fräulein Matti hatte damit angefangen, daß sie ihn nicht „Herr Dpfeth“ nennen wollte. Die Schwester folgte sofort ihrem Beispiel. Und nun hieß er nur „Herr Hauf“, im Hause wie auch außerhalb. Wohin er kam, wurde er als Herr Kandidat Hauf vorgestellt. Alle Einladungen waren an Herrn Hauf gerichtet, und wenn er antwortete, so mußte er doch ebenso unterschreiben. Um so mehr als ihm der Professor geradezu geraten hatte, das ein wenig ländliche „Dpfeth“ fallen zu lassen.

Aber was half das alles!

Er war und blieb der Bauernjunge, der er von Geburt an gewesen war. Und je mehr er sich aufputzen ließ, je feiner er wurde, um so tiefer fühlte er es nur.

Er klagte natürlich nicht darüber, daß er nicht fein genug war. Ach nein, zum Streber war er nicht geschaffen. Aber es war trotzdem hart. . .

Man wurde doch niemals klug aus dieser Welt!

Hier hatte er, so alt er war, sich selbst schmäzlich betrogen!

Er hatte ganz einfach ihre Freundlichkeit nicht vertragen können. Er hatte sich selbst mehr und mehr aus den Augen verloren, so allmählich und unmerklich war es zugegangen, wie von einer tückischen Macht war er tiefer und tiefer in seine Liebe zu ihr hineingelockt worden, hatte so sicher in seinen eignen innern Gedanken und all der Wärme des Herzens gelebt. Und weil ihn dies selber ausfüllte, ja einen überwältigenden Reichtum über seinen ganzen Sinn ausgegossen hatte, so konnte er keinen andern Gedanken, als daß dieses auch für sie Lebenswert haben müsse. So weit war er gekommen, daß er sich in Hoffnung und Träumen als der Gesehne hatte, der sich ihr einmal anbieten durfte.

Ein Glück, daß er erwacht war, ehe es zu spät geworden war!

Wie er heute abend den französischen Gelehrten von ihr als „la grande dame“ in den vornehmen Sälen reden hören, war es auf einmal still abgetan gewesen. Sie war dort — und er saß hier.

Und es war gut, daß es endlich geschah.

Er hatte es solange gefühlt. Die Wahrheit hatte an seine Tür geklopft, aber er hatte nicht hören wollen, hatte nicht den Mut gehabt zu öffnen.

Dieser Franzose war schuld daran.